

Lasst uns weiter besessen sein!

Die Pandemie hat im Leben von Künstlern tiefe Spuren hinterlassen. Aber für Ulrike Seyboth und Ingo Fröhlich gab es nicht nur Verluste, sondern auch das reine Glück im Atelier.

Das Berliner Künstlerpaar Ulrike Seyboth und Ingo Fröhlich hatte in den letzten Monaten doppeltes Pech: Sowohl die Veröffentlichung des Bildbandes „Torstraße 111“, die Chronologie eines seit zwanzig Jahren bestehenden Kunstortes in Berlin-Mitte, als auch eine gemeinsame Ausstellung ihrer Werke in der Guardini Galerie am Askanischen Platz in Kreuzberg fielen in den zweiten Lockdown. Seyboth's abstrakte Farbexplosionen und Fröhlich's dynamische Bleistiftarbeiten können nur mit Voranmeldung gesehen werden. Wir trafen uns mit dem Paar in der Galerie, hielten Abstand – und wurden einige Male überrascht.

Was hat sich für Sie als Künstler in der Pandemie verändert?

INGO FRÖHLICH: Das ist das Erstaunliche: Im Atelier ist die Welt gleich geblieben. In dem Raum, in dem ich arbeite, hat sich nichts verändert. Vielleicht ist die Freude an der Arbeit noch spürbarer geworden. Der große Unterschied ist die Welt draußen.

Wie würden Sie die vergangenen Monate beschreiben?

ULRIKE SEYBOTH: Kurz vor Weihnachten hielten wir die Exemplare unseres neuen Buches in der Hand. Nun ist auch die Leipziger Buchmesse, auf der es präsentiert werden sollte, abgesagt.

Haben Sie, Ulrike Seyboth, ebenfalls stärkere Freude im Atelier empfunden?

SEYBOTH: Es geht uns vergleichsweise gut, und wir sind zu zweit. Dennoch sollte man sich nicht darauf ausruhen, zu mei-

nen, den Künstlern mit November- oder Dezember- oder jetzt Neustarthilfen eine Perspektive zu bieten. Projekte wie diese Ausstellung oder das Buch bedürfen oft jahrelanger Vorarbeit. Diese Lebenszeit und -kraft sind perdu. Es ist doch keine Perspektive, dass man uns Künstler nun aufs Arbeitsamt schickt, wie zum Beispiel einen befreundeten Schauspieler, einen wirklich bekannten Mann, der seit langem ohne Arbeit ist. Die technokratische Haltung, dass Kunst eine Freizeitbeschäftigung sein soll, ist erschütternd und spricht Bände über den Stellenwert künstlerischer Arbeit in diesem Land, und das ist schon sehr erniedrigend.

FRÖHLICH: Sagen wir mal: Wir sind froh, dass wir durch das Jahr gekommen sind. In dieser Ausstellung in der Guardini Galerie stecken drei Jahre Arbeit.

Was sind die Chancen der Künste in diesen Monaten?

SEYBOTH: Wir bildenden Künstler können immerhin allein im Atelier arbeiten. Andere nicht.

Und was bedeutet es für Sie, Ihre künstlerische Arbeit nicht zeigen zu können?

FRÖHLICH: Es ist nicht nur das Zeigen. Es sind die Kontakte, die Einladungen ins Atelier. Die Kommunikationsarmut ist der eigentliche Verlust für mich. Dass wir jetzt hier zusammensitzen, mit drei Metern Abstand, ist ja schon das Maximum. Ich fürchte, der Gang ins Atelier eines Künstlers, um dessen Werk anzuschauen, fällt in diesen Zeiten noch weit vor dem Theaterbesuch weg. Es ist riskant, so etwas zu tun, also verzichtet man darauf. Man kann die Künste doch nicht nach



Ulrike Seyboth und Ingo Fröhlich in ihrer aktuellen Schau „Ich zeichne die Zeit, du malst den Moment“ Foto Hermann Bredehorst

dem bewerten, was zuerst gestrichen wird. Wir sitzen hier gerade in einer Galerie, an deren Wänden zwar unsere Bilder hängen, die aber nicht öffnen darf. Angeblich dürfen die Medien derzeit nicht über Ausstellungen schreiben, da dies unsolidarisch gegenüber den Besuchern sei, die die Ausstellung nicht sehen können.

Lässt sich der Verlust beziffern?

SEYBOTH: Ja, ziemlich genau. Uns sind momentan fast alle Einnahmen und Aktivitäten weggebrochen, an die neunzig Prozent. Was uns derzeit überleben lässt, sind unsere Verbindungen und vorpandemische Verbindlichkeiten. Mir helfen gerade vor allem meine Träume, Erinnerungen an Frankreich – und die Vorfreude auf das Kommende, die Hoffnung, dass es wieder besser gehen wird! Leider kann

man sich ja nicht einmal ins Auto setzen und sagen: Los, jetzt fahren wir weit weg. Diese Sehnsucht als letzte Option hatte doch immer etwas Befreiendes für mich.

Was fehlt denn am meisten? Gemeinschaft? Leichtigkeit? Beweglichkeit?

SEYBOTH: Ich sehe die Opferzahlen und weiß um die Gefahren. Dennoch: Manche Einschränkungen sind für uns nicht nachvollziehbar. Es ist also ein ständiges Wechselspiel zwischen wirklich und unwirklich. Ich bin in der ehemaligen DDR aufgewachsen. In der Ost-Provinz habe ich lernen müssen, dass nicht alles ständig verfügbar ist, und vielleicht auch, wie man durchhält. Vielleicht kommt uns das jetzt zugute. (Lacht). Ich würde mir allerdings wünschen, dass diese Krise zu gesellschaftlichem Umdenken und Handeln

führt: mehr Nachhaltigkeit, mehr Tiefe.

FRÖHLICH: Die Pandemie könnte ja auch eine Chance sein. Etwa, die Frage zu stellen, was uns wirklich fehlt, was wir unbedingt brauchen. Und was wir in Zukunft anders machen sollten. Es fängt bei der unsäglichen Tierhaltung an.

Konkret gefragt: Wo liegt Ihr Markt?

FRÖHLICH: Das meiste verkaufen wir über die Ateliereinladungen und Ausstellungen. Man sitzt zusammen, trinkt etwas miteinander und spricht über die Arbeiten. Unser Markt liegt im Miteinander.

SEYBOTH: Hier werden auch Kontakte zu Galeristen geknüpft. Derzeit arbeiten wir zwar mit keinem festen Galeristen, freuen uns aber über Interesse.

FRÖHLICH: Unsere Ausstellung zum Beispiel, die 300 Quadratmeter großen Räu-

me, in denen wir gerade sitzen: Wir hatten wirklich gehofft, hier jeweils zwei oder drei Menschen mit Maske hereinlassen zu können, und hatten sogar Heizpilze bestellt, damit den Leuten die Wartezeit draußen nicht zu lang wird. Das war unsere Vision vor dem Lockdown; dann gab es nicht einmal das. Und wir? Wir haben uns einfach eine Woche länger zum Aufbau der Ausstellung genommen und uns gesagt: Wir tun es für uns.

Sprechen wir von dem Künstlerort Torstraße 111 und einer kollektiven Idee.

FRÖHLICH: Wir haben die Geschichte des Produzentenprojektes in unserem Buch erzählt. Das Haus und der Hinterhof waren ein hässliches Entlein in der Gegend, aber die Lage ist phantastisch. Rosenthaler Platz ist eine Gegend mit großer Tradition, ein pulsierender Punkt in der Stadt, an dem sich fünf Straßen treffen. Als Franz Biberkopf in „Berlin Alexanderplatz“ aus dem Knast kommt, geht er zum Aschinger und isst eine Erbsensuppe. Es ist uns mit der Unterstützung der Eigentümer gelungen, diesen Raum für die Kunst zu reservieren.

SEYBOTH: Es gibt derzeit in der Torstraße 111 neun Ateliers, und in den letzten zwanzig Jahren haben dort rund dreihundert Künstler gearbeitet und ausgestellt.

Jetzt fällt Ihr Buch in eine Zeit des Stillstands hinein.

SEYBOTH: Ja, das ist schon bedauerlich. Es war uns so wichtig, die letzten zwei Jahrzehnte chronologisch aufzuarbeiten. Die Eigentümer sind sehr entgegenkommend, auch das wollten wir würdigen. Und erzählen, was einmal möglich war in den Kunsträumen, den Off-Spaces dieser Stadt, und zwar auf höchstem Niveau. Kunst zu zeigen und mit Künstlern zu arbeiten muss nicht immer viel Geld kosten, und unser Buch bezeugt das.

FRÖHLICH: Es ist ein Porträt eines Hauses und eine Hommage an Menschen, die mit Begeisterung und unter Einsatz aller ihrer Kräfte Kunst und Raum dafür schaffen.

SEYBOTH: In dem Wort Begeisterung steckt „Geist“ drin. Also: Lasst uns begeistert, besessen sein. Worum es uns geht, das sind die Künste, im Plural: Musiker, Autorinnen, Malerinnen, Zeichner. Wir sind doch alle wichtig.

Die Fragen stellte **Paul Ingendaay**.

Für die Ausstellung „Ich zeichne die Zeit, du malst den Moment: Ulrike Seyboth und Ingo Fröhlich“ (bis 26. März) können in der Guardini Galerie in Berlin Führungen angemeldet werden.